

Schumann im „Volkston“

Die Cellistin Maria Kliegel im Ludwigsburger Ordenssaal

Es ist sehr schwierig zu verstehen, was Schumann meinte, als er seine fünf Violoncello-Stücke „im Volkston“ schrieb. Diese Beschreibung des Werkes fällt gewissermaßen ins Leere. Jeglicher Bezug auf Völkisches bleibt in der Musik notwendigerweise abstrakt. Und dennoch steht die Bezeichnung in den Noten, und jeder Interpret muss für sich realisieren, was sie bedeuten kann bei der Interpretation des Stückes. Ein möglicher Ansatzpunkt wäre, diese Bezeichnung als Utopie zu lesen. Als Bild einer idealen Nähe und Gemeinschaft zwischen der Musik und ihren Hörern. Als Bild, das der Interpret in sich tragen sollte, um jeden einzelnen Hörer zum Teil jenes „Volkes“ zu machen.

Der Cellistin Maria Kliegel ist dies bei ihrem Gastspiel im Ordenssaal des Residenzschlosses auf beeindruckende Weise gelungen. Zusammen mit der selbstbewusst und klar interpretierenden Nina Tichmann am Klavier präsentierte sie Werke, denen jene Frage nach dem „Volkston“ zu Grunde lag.

Die Schumannstücke zu Beginn fanden ihr spätes Echo in der d-Moll-Sonate Schostakowitschs am Ende des Abends, dazwischen Schuberts Arpeggione-Sonate und Castellanovos wunderbare Figaro-Transkriptionen (nach Motiven aus Rossinis „Barbier von Sevilla“).

Gerade bei einem solchen Programm zeigten sich die speziellen Qualitäten von Kliegels Spiel: kein bloß stimmungsvoller Wohlklang, auch bei Schumann nicht. Man hörte die Stücke vielmehr als in sich hin und her gerissene Musik, nicht als heimliche Cello-Sonate. Wesentlich verdichteter allerdings waren Kliegels und Tichmanns Deutung der Sonaten von Schubert und Schostakowitsch. Den zweiten Satz bei Schubert, das Adagio, führten sie bis zu jenem Nullpunkt, von dem aus sich unmittelbar das Allegretto anschloss; und speziell im ersten Satz der Schostakowitsch-Sonate zeigten sie das beklemmend Hohle und Müde dieser Musik, die doch so „einfach“ klingt. tur